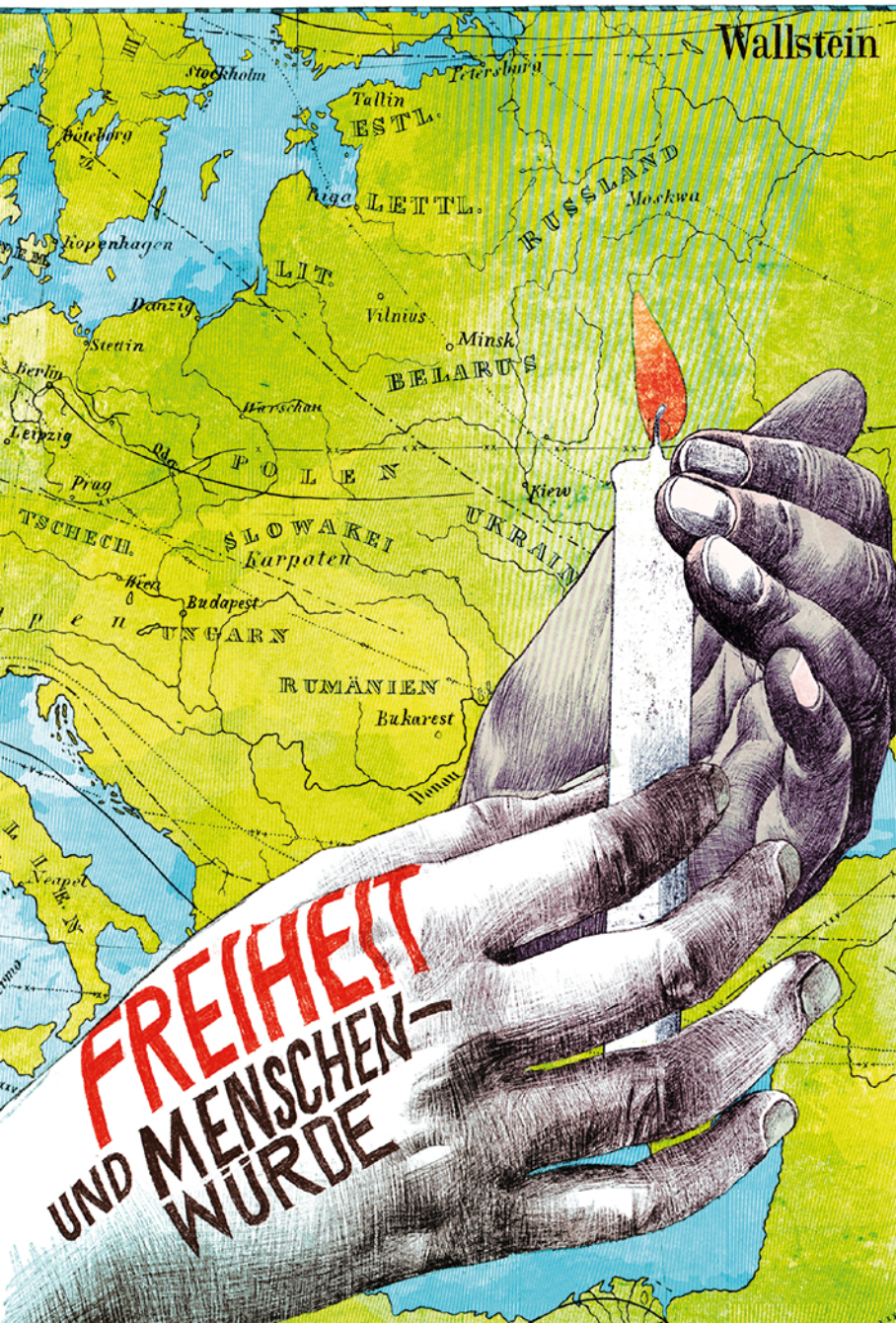


Herausgegeben
von Martin W. Ramb
und Holger
Zaborowski



Wallstein

FREIHEIT
UND MENSCHEN-
WÜRDE

*Koordinaten Europas, Bd. 2:
Freiheit und Menschenwürde
Martin W. Ramb/Holger Zaborowski (Hrsg.)*

Koordinaten
Europas

Band 2

Freiheit und Menschenwürde

Herausgegeben von
Martin W. Ramb und
Holger Zaborowski



WALLSTEIN VERLAG

Mit freundlicher Unterstützung:



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Volker Schlecht

ISBN (Print) 978-3-8353-5696-2
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-8705-8

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	9
EDUARD ZWIERLEIN	
Freiheit und Würde. Ihr ursprünglicher Gedanke	12
KATHI BEIER	
Tugend und Würde	22
HOLGER ZABOROWSKI	
Unantastbar? Von der Unsachlichkeit der Menschenwürde	36
CHRISTOPH BÖHR	
Menschenwürde – ein inhaltsleeres Glaubensbekenntnis? Versuch einer Klärung ihrer Grundlagen	55
MARKO MARTIN	
Freiheit als Störfaktor. Über eine deutsche Kontinuität	74
ANDREA STOLL	
Freiheit als Herausforderung. Erste Grenzauer Predigt zum Tag der Deutschen Einheit 2021	94

ROBERT MÜLLER	
Gemeinsam geteilte Wirklichkeit	108
»Sichtbar machen, was mich beunruhigt.«	
FERDINAND FRIESS im Gespräch mit THOMAS MENGES und MARTIN W. RAMB	124
CHRISTIANA IDIKA	
Der Nexus von Freiheit und moderner Sklaverei in Europa	132
Freiheit, Bildung, Menschenwürde.	
GESINE SCHWAN im Gespräch mit HOLGER ZABOROWSKI	144
THOMAS SCHUMACHER	
Obrigkeitshörigkeit oder Widerstand? Biblische Impulse für gesellschaftlich-politisches Zusammenleben	161
ABT JOHANNES SCHABER OSB	
»Freiheit und Bindung« oder »Freiheit in Bindung«? Das benediktinische Lebensmodell zur Einübung in die menschliche Freiheit	179
URSULA SCHUMACHER	
»Es gibt nun keine Nächte mehr ohne Licht.« Gnadentheologische Zugänge zu Zeugnissen aus dem Widerstand in der NS-Zeit	202
JULIA KNOP	
Diskriminierung im Namen der Religion: Die römisch-katholische Kirche und die Frauen	219

»Wir sind sehr schnell dabei, andere zu entwürdigen.«
Der Diakon RALF KNOBLAUCH im Gespräch mit
UTE LONNY-PLATZBECKER und MARTIN W. RAMB
über seine »Königsfiguren« 234

THOMAS BROSE
Räume für Freiheit und Menschenwürde.
Christliche Studentengemeinden
im Osten Deutschlands 250

Von der Freiheit, zu atmen.
ULRIKE LYNN im Gespräch mit
THOMAS SOJER und HOLGER ZABOROWSKI 264

Verzeichnis der Mitwirkenden 271

Vorwort der Herausgeber

Zu den Grundkoordinaten Europas gehören Freiheit und Menschenwürde. Dies sind kontroverse Koordinaten. Was bedeutet eigentlich Freiheit? Ist der Mensch überhaupt frei? Inwiefern hat die Erfahrung der Freiheit Europa geprägt? Worin liegen die Wurzeln des Freiheitsdenkens? Welche Institutionen garantieren Freiheit? Wo liegen heute – in Zeiten eines rasanten technischen und wissenschaftlichen Fortschritts, der wirtschaftlichen Globalisierung, zahlreicher innen- und außenpolitischer Herausforderungen, vielfältiger Transformationen in Kultur, Religionen und Weltanschauungen – die wesentlichen Gefährdungen der Freiheit? Ähnliche Fragen stellen sich mit Blick auf die viel beschworene, aber auch oft vernachlässigte und verletzte Menschenwürde. Was ist damit, dass alle Menschen über diese Würde verfügen, eigentlich gemeint? Wie lässt sie sich begründen? Worin zeigt sie sich? Haben auch Tiere Würde? Hat die Vorstellung der Menschenwürde nicht nur faktisch an Bedeutung verloren, sondern lässt sich auch gar nicht mehr überzeugend begründen? Wer auch nur kurz über Freiheit und Menschenwürde nachdenkt, stellt schnell fest, dass sich daraus eine große Bandbreite von Fragen ergibt.

Die Fragen, die sich in der heutigen Situation angesichts von Freiheit und Menschenwürde stellen, sind keine rein akademischen Angelegenheiten. Sie betreffen die konkrete Lebenswirklichkeit, aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen, religiöse und weltanschauliche Positionierungen und drängende politische Entscheidungen. Nicht nur die Zukunft Europas hängt davon ab, dass diese Fragen in Eu-

ropa gestellt werden – und *wie* auf sie geantwortet wird. Sie betreffen das »Wesen«, das Herz Europas. Wenn dieser Band aus verschiedenen Perspektiven den Fragen nach Freiheit und Menschenwürde nachgeht, so soll damit ein kleiner Beitrag zu dieser notwendigen Selbstverständigung geleistet werden – in der Hoffnung, dass Freiheit und Menschenwürde nicht in Vergessenheit geraten, sondern in ihrer prinzipiellen Bedeutung und bleibenden Relevanz für ein friedliches und gutes Zusammenleben in Europa und darüber hinaus anerkannt werden.

Der vorliegende Sammelband führt unsere Reihe *Koordinaten Europas* fort, die mit dem Band *Solidarität und Verantwortung* begonnen hat und die weitere Koordinaten Europas thematisieren wird. Damit verbinden wir das Anliegen, in den vielfältigen Krisen Europas aus unterschiedlichen Perspektiven Herzstücke europäischer Identität zu bergen, in Erinnerung zu rufen und neue Orientierung zu bieten.

Sehr herzlich möchten wir zunächst den Autorinnen und Autoren dieses Bandes für ihre Bereitschaft danken, Beiträge für diesen Band zu verfassen. Für die vielfältige Unterstützung dieses Bandes danken wir dem Kultursommer Rheinland-Pfalz, der Universität Erfurt und dem Bistum Limburg. Thedel von Wallmoden, Florian Welling und ihren Kolleginnen und Kollegen vom Wallstein Verlag danken wir für die wieder einmal sehr angenehme Zusammenarbeit. Volker Schlecht, der mit seinen herausragenden graphischen Covern unserer Reihe ein markantes Gesicht verleiht und so die einzelnen Bände auch optisch miteinander verbindet, möchten wir ebenfalls einen großen Dank aussprechen. Außerdem danken wir herzlich dem Patmos Verlag für seine freundliche Genehmigung, einen Ausschnitt aus Gesine Schwans *Warum ich die Hoffnung nicht aufgebe. Ein Gespräch mit Holger Zaborowski* in diesen Band aufzunehmen,

Diana Barth für ihre Hilfe beim Korrektorat und Cornelia Steinfeld für die Gestaltung einer Werbeanzeige für diesen Band.

Limburg und Erfurt, am 9. Mai, dem Europatag, 2024
Martin W. Ramb und Holger Zaborowski

EDUARD ZWIERLEIN

Freiheit und Würde

Ihr ursprünglicher Gedanke

Manche Wörter sind im Sinne Blaise Pascals »mots primitifs«. Sie sind ihrem Sinn und ihrer Bedeutung nach derart basal oder ursprünglich, dass man sie als grundlegend ansehen muss. Wir bemerken dies daran, dass es keine sinnvolle Erläuterung durch andere Wörter mehr für sie gibt. Sie sind nicht mehr durch irgendetwas anderes zu erläutern, weil sie selbst die Erläuterung für alles andere sind. »Würde« und »Freiheit« scheinen in diese Klasse von basalen oder fundamentalen Urworten zu fallen. Wir können sie nicht mehr durch andere Wörter besser explizieren, sondern müssen aufweisen und verdeutlichen, was wir mit ihnen meinen. Darüber kann es natürlich Streit geben. Auch darüber, ob ihnen denn etwas in der Welt oder im Leben tatsächlich entspreche. Doch diese Frage und aller Streit können erst dann sinnvoll eröffnet werden, wenn zunächst und erst einmal eine solche Explikation vorgenommen wurde. Dies sei hier versucht. Wir müssen also fragen, mit welchen Erfahrungen und Selbstdeutungen die Worte »Würde« und »Freiheit« verbunden sind und wie sich dieser Bezug so näher fassen lässt, dass eine erste begriffliche Entfaltung und Schärfung der Worte und der in ihnen eingefangenen Erfahrung gelingt.

»Würde« scheint ein eigentümliches Wort zu sein, welches weder ganz der Wertsphäre noch exklusiv der Tatsachenwelt zugerechnet werden kann. Vielmehr nimmt sie

für sich in Anspruch, beide Bereiche zu durchdringen und miteinander zu verknüpfen. Ich erlebe etwas, für das ich das Wort »Würde« sinnvoll verwende, und fühle sie sodann als gegeben und wahrnehmbar. Ich empfinde, dass ich sie habe, dass man sie aber auch berühren, antasten oder infrage stellen kann. Sie kann mir je nach Umständen fehlen, sodass ich ihren Verlust bemerke und auch das Verlangen, dass ich sie brauche. Im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland heißt es, dass die Würde unantastbar sei. Das ist sie auch. Genauso wie sie antastbar ist. Denn wir drücken zunächst mit dem Wort ein Selbstverständnis aus, dass es etwas im Menschen gibt, das durch nichts anderes erreicht oder ersetzt oder ausgelöscht werden kann. Es ist über alle Versuche der Definitionsherrschaft, der Funktionalisierung und der Manipulation erhaben. Der Mensch übersteigt den Menschen unendlich, um einen Gedanken Pascals aus seinen *Pensées* anzuführen.¹

Gleichzeitig zeigt sich die Würde eines geistigen Wesens doch hier immer nur in Sprache und Leib, in die es auf eine intime Weise hineingewoben ist. Wir haben den Schatz nur in irdenen Gefäßen. Die Medien des Sichzeigens, in denen sich die Würde artikuliert und zum Vorschein kommt, sind aber nicht nur die Orte der Selbstdarstellung der eigenen Würde. Sie sind auch die Einfallstore der Gewalt. Im leiblichen Leben und im sprachlichen Zuhause wohnt auch Verletzlichkeit und Entzug. Man kann uns schlagen und belügen, man kann uns täuschen und quälen. Wir selbst können drohen und lügen. Eben dort, wo Würde fragil verwirklicht wird, ist auch ihr Zerbruch möglich. Mein Wahrseinwollen und Wahrseinkönnen, mein Transparentwerden wird gebro-

1 Vgl. Blaise Pascal, *Das Herz hat seine Gründe. Die schönsten Aphorismen und wichtigsten Gedanken*, herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Eduard Zwierlein, Würzburg 2023, 23.

chen, Würdedarstellung verletzt, welches im intimen Geflecht der Dinge auf die Würde selbst durchschlägt. Würde, so meinen wir, kann bedroht, empfindlich verletzt, geschlagen, getreten und verwundet werden. Sie ist antastbar, aber auch unzerstörbar, also in diesem Sinne unantastbar.

Im Rückgriff auf Kant und Hegel können wir »Würde« einen Anerkennungsbegriff nennen. Was ist sein Grundgedanke? Wenn wir etwas sind, was über jeden Begriff und jeden Preis erhaben ist, was durch kein Äquivalent ersetzt werden kann, was sich allem Zugriff entzieht, wenn wir unserem Menschsein eine solche verletzbare Schönheit zusprechen, was wollen wir uns damit sagen? Wir sprechen eine Grenze aus, um ein Selbstverständnis zum Ausdruck zu bringen, das auf eine Selbsterfahrung verweist, in der die erlebte, gefühlte Bedeutung von Gewissen oder vom Heiligen oder Absoluten, etwas Unbedingtes in einem bedingten Wesen aufleuchtet. Wir sprechen diese Grenze aus, um zu signalisieren, dass sie beachtet und nicht übertreten werden soll. Denn Grenzverletzungen sind möglich. Die intime Dialektik von dem, was wir uns z.B. als Leib, Seele und Geist vergegenwärtigen, gestattet sie. Ein Universum von Deformationen ist hier denkbar. Aber nichts, was uns berechtigt zu sagen, dass die Schönheit ausgelöscht werden könnte. Es gibt die Grenze, es gibt die Grenzverletzung und es gibt das Unerreichbare.

Im Zuspruch der Würde anerkenne ich mich und andere auf eine besondere Weise. Wir alle sind relative, endliche und kontingente Geschöpfe. Doch wir sind auch solche Wesen, die eine Erfahrung von Absolutheit in sich tragen, die sie über alle Relativierung und Zufälligkeit erhebt. Diese Erhabenheit will ich anerkennen, wenn ich an die Würde erinnere. Spreche ich mir und anderen diese Würde zu, so lasse ich mich und jeden anderen aus dem Machtwahn vollständiger Vergegenständlichung und Funktionalisierung

frei. Ich bezeuge die Grenze. Ich begrenze den Zugriff. Ich akzeptiere die Grenze, die da ist, und setze mich nicht über sie hinweg. Ich lasse mich und alle anderen frei, mehr zu sein, als ich jemals kennen und wissen kann.

In diesem Zeugnis, dieser Erinnerung und dieser Anerkennung ist der Akt des Freilassens präsent. Freiheit ist vor Handlungs- und Willensfreiheit dieser ursprüngliche Akt eines Freisetzens, mich und jeden in einen Freiraum, ein Freisein zu versetzen, von dem aus Handlungs- und Willensfreiheit erst möglich werden. »Würde« ist ein Wort für den Anfang von Freiheit, der als Anfang nicht noch einmal hintergangen oder hinterfragt werden kann. Warum nicht? Weil alles Hinterfragen nur Sinn behält, wenn wir uns als bereits Freie und schon in Würde befindlich ansehen. Würde gibt ursprüngliche Freiheit. Ich bin frei, so sehr ich auch in Ketten liegen mag. Die Gabe der Freiheit trägt in sich den Verweis auf die Würde, die sie als ihren Ursprung mitbezeugt.

Würde, die Quelle der ersten Freiheitserfahrung, braucht die Freiheit des anderen, seine Freigabe dieser Gabe, d.h. die Anerkennung unserer Freiheit, damit die Hingabe und Aufgabe der Freiheit ihren Lauf nehmen kann, d.h., dass sie sich ausbildet. Die Freiheit endlicher Lebewesen enthält zwar die Erfahrung eines Absoluten, aber diese ist nicht vollkommen und vollendet bei sich. Die Freiheit muss sich entfalten und wird erst. Sie gewinnt eine Gestalt in der Zeit. Zwei Fragen begleiten sie dabei. Sie fragt in emanzipatorischer Richtung: Wovon muss oder will ich frei werden? Und sie fragt sich in Richtung ihrer Erfüllung: Wozu und Wohin will ich frei werden? Unser Selbstverständnis als Wesen von Freiheit und Würde ist das Selbstverständliche, zu dem wir allmählich erwachen, wenn wir zu uns selbst kommen.

Menschwerdung ist dieses allmähliche und immer tiefere Kennenlernen des Menschseins.

Das Selbstverständliche aber ist bedroht. Es gibt Kräfte und Deutungen, die Würde und Freiheit, so wie sie uns als lebendigem Geist und geistigem Leben gegeben sind, infrage stellen wollen. Man kann dies in zweifacher Weise tun. Die spiritualistische Übertreibung betont die Überlegenheit von Freiheit, Würde, Geist usw. so, als gäbe es deren intime Dialektik mit Leib und Leben und Endlichkeit nicht. Das aber ist eine Erhabenheit von Engeln und Göttern, nicht die von Menschen. Die naturalistische Übertreibung hingegen betont die Materie, das Leibliche, das Gewordensein derart, dass Freiheit und Würde und Geist zu Epiphänomenen herabgestuft oder als illusionäre Selbstdeutungen aufgelöst werden. Doch das kann man ohne Selbstwiderspruch gar nicht sagen. Was sollte mich verpflichten, einem anderen Stück bloßer Materie und seinen sinnlosen Äußerungen, selbst wenn es sich als Wissenschaft ausgeben mag, zuzuhören oder darin irgendetwas Verständliches, Sinnvolles, Wahrhaftes, Verpflichtendes zu entdecken? Die, die Sinn leugnen, Würde verneinen, Freiheit in Abrede stellen, Geist zu Materie machen, setzen im selben Atemzug zumindest für dieses Vorhaben voraus, was sie im Vorhaben selbst leugnen und für illusionär erklären, und verwickeln sich dadurch in unheilbare Selbstwidersprüche. Ein tyrannischer Gespensterchor, der Sinngehorsam für seine Sinnlosigkeitsfälle einfordert, der Wahrheitseinsicht für die Unmöglichkeit von Wahrheit erwartet, der auf Anerkennung, Freiheit und Würde für ein Programm rechnet, das sie zugleich tilgt.

Die Frage, in welchem Licht einem die Welt erscheinen wird, hängt natürlich von dem Licht ab, das man sich ansteckt. Hier ist die entscheidende Wahl. Je nach den letzten leitenden Gesichtspunkten wird sie uns dann ein lesbares Antlitz zuwenden oder auch nicht. Wir sind endliche geistige Lebewesen, die Selbsterfahrungen machen, durch welche wir ein Selbstverständnis von Würde und Freiheit ausbilden.

Sowohl die Spiritualisierung als auch die Naturalisierung dieses Selbstverständnisses gehen beide an dem vorbei, was der Mensch ist. Sie sind Irr-Lichter, die alles verdunkeln. Um noch einmal aus den *Pensées* Pascals zu zitieren: »Alle irren umso gefährlicher umher, als jeder von ihnen nur einer Wahrheit folgt. Ihr Fehler ist nicht, dass sie einer Unwahrheit folgen, sondern dass sie einer anderen Wahrheit nicht folgen.«² Wir schweben nämlich weder über den Wassern, noch sind wir mit dem Wasser identisch. Wir sind weder Engel noch Tier. Wir sind eine fragile Hochzeit aus Sein und Sinn. Wir sind weder reine Subjektivität noch reine Objektivität, sondern eine unaussprechliche Mitte und Synthesis von beidem, für das wir uns vorläufige Namen erfinden, z. B., wenn wir auf uns als Person oder als Existenz zeigen.

Der Freie ist kein Sklave, d. h., er ist kein purer Gegenstand oder bloße Faktizität. Wenn er jenseits der Sklaverei sein kann, wenn sie transzendierbar ist, so nennen wir dies seine Würde. Wir können uns dieses Selbstverständnis eröffnen. Wir können es uns geben oder nehmen. Die Gabe ist eine Aufgabe. Sie braucht eine Erziehung, die befreit, und eine Bildung, die sich selbst in Grenzen weise bestimmt. Sie braucht einen politischen Raum, in dem die Chancen für solch einen Prozess möglich sind. Hier finden die hinlänglich bekannten Ausführungen zu den Menschenrechten, insbesondere zu den Freiheitsrechten, aber auch zu Menschenpflichten ihren Platz. Sie sind Konkretisierungen der vorgängigen Erfahrung von Würde und Freiheit in der Sphäre des Sozialen und Politischen.

Der Freie ist in seiner Freiheit zu sich selbst unterwegs. Er ist dieses Werdesein. Der Freie kann sich zeigen, öffnen, zum Vorschein kommen, wollen, handeln, um zu sehen und zu verstehen, was und wer er ist, und wer und was die ande-

2 Blaise Pascal, *Das Herz hat seine Gründe*, 108.

ren sind, und auch die Welt. So wird er allmählich zu sich selbst und zur Welt kommen. Diese Reise zu mehr Würde und Freiheit, die nur eine Reise in Würde und Freiheit sein kann, ist wie eine zweite Geburt. Überall ist diese Reise gefährdet, bedroht von Gefangenschaft, Ketten, trägt Merkmale von Unterdrückung und Verdrängung, zeigt Spuren von Gewalt, Beschädigung und Verletzung. Wir sind tatsächlich immer beides: frei und unfrei, gefesselt und gelöst. Wir sind Sklaven, die frei sind, d.h. solche, die sich auf den Weg ins Freie machen können. Wir sind Freie, die versklavt sind, an innere und äußere Gewalt, an Ängste und Begierden, an Unterdrückung und Manipulation.

In Platons berühmtem Höhlengleichnis sind die Menschen als Sklaven auf Stühlen fixiert und schauen sich ein virtuelles Spektakel an der Höhlenwand an, eine Art von Höhlenkino, das sie für das Leben halten. In dieser Verwechslung verbringen sie ihre Zeit. Jemand wird befreit. Es wird uns nicht gesagt, wie dies geschieht. Wundern wir uns nicht: Es kann nicht gesagt werden. Denn es liegt ja allem Sagen und Zeigen und Begründen voraus. Wir sind frei. Wir müssen nur aus der Hypnose der Illusionen aufwachen, die uns gefesselt halten. Die Freiheit ist da und die Freiwerdung steht aus. Die Freiheit ist Gabe und Aufgabe. Wir wachen auf und dann entdecken wir sie allmählich. Wir entdecken sie besonders schön, wenn uns jemand genau so ansieht, als Freie, und entsprechend mit uns umgeht. Dann geht uns unser Selbstverständnis ganz selbstverständlich auf. Das Licht scheint in die Dunkelheit. Jemand erhebt sich vom Ort der Sklaverei, die Fesseln lösen sich, die Ketten fallen ab. Er dreht sich um und beginnt seinen Aufstieg. Es ist ein Bildungsaufstieg. Seine Kraft kann das Gespensterreich der Unterdrückung zerbrechen. Steh auf und geh! Es beginnt die wahre Menschwerdung. Heraus aus der Höhle, aus dem Uterus der Schattenwelt ins wahre Licht. Aufklärung und Erleuchtung.

Es bildet sich allmählich heraus, wovon ich mich lösen und wohin ich mich bewegen muss. Das Höhlenfeuer und die Gegenstände, deren Schatten es an die Höhlenwand malt, sind nur ein Vorgeschmack des Lichts, um das es eigentlich geht, ein unendliches und ewiges Licht, eine absolute Erfahrung und Erfahrung des Absoluten. Wer sich in das Endliche mit einem unendlichen Hunger verbeißt und Unendliches aus Endlichem herauspressen will, verklavt die Dinge und sich selbst an sie.

Der Weg ins Licht ist mühsam. Ein ungewohnter Aufstieg. Wir sind Wegwesen. Was wir tun müssen, unsere Aufgabe, nennt Rainer Maria Rilke in seinem Romanfragment *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge* so: Sehen lernen.³ Immer klarer, immer deutlicher Sehen lernen. Wir erinnern uns auch an das Wort von Christian Morgenstern aus seinen *Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuch-Notizen*: »Man sieht oft etwas hundert Mal, tausend Mal, ehe man es zum allerersten Mal wirklich sieht.«⁴ Dazu brauchen wir immer mehr Zugang zum Licht. Je mehr wir sehen, umso klarer kommt uns das zunächst nur gespürte und noch ungeklärte Selbstverständliche ans Licht: dass wir Wesen von Würde und Freiheit sind, dass dieses Selbstverständliche unser Selbstverständnis ist und sein muss, dass wir es uns von keinem Dieb, er mag welchen Namen auch immer tragen, rauben und stehlen lassen dürfen, sodass wir Würde und Freiheit entfalten, worin wir wohnen können und dann beheimatet sind.

Die Diebe stehen vor uns wie der Torwächter in Kafkas Parabel *Vor dem Gesetz*. Ich will doch nur mein selbstver-

3 Rainer Maria Rilke, *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge*, Frankfurt a.M. 1982, 10.

4 Christian Morgenstern, *Stufen. Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuch-Notizen*, Basel 1977, 217.

ständliches Recht haben. Es glänzt ein ewiger Schatz aus dem Inneren heraus an das Tor, vor dem ich mich draußen niedergelassen habe. Denn der Torwächter macht den Eindruck, dass ich nicht hineinkann, nicht hineindarf, dass ich unzeitig bin, dass ich nicht passe. Er schüchtert mich ein. Wir lassen uns beeindrucken von denen, die imposant den Zugang zum Selbstverständlichen versperren. Sie rauben uns Zeit und Kraft, wir werden alt und vergehen allmählich, bis der Moment des Sterbens naht. Der Torwächter bringt seinen Mund an unser fast taub gewordenes altes Ohr und flüstert uns, nein, er muss ja brüllen, die schrecklichste Wahrheit in unser Verdämmern hinein: dass eben jenes Tor nur für uns da gewesen ist, und dass es nur für uns geöffnet war, und dass er es nur für uns bewacht habe, und dass darin der heilige Schatz auf uns gewartet habe, nur für uns, und dass er nun, wo es zu spät geworden ist, und die Nacht über alles fällt, hingehen wird, um das Tor zu schließen, endgültig und für immer. Wir sind draußen.

Der Aufstieg in der platonischen Höhle ist also gewiss mühsam und gefährlich. Überall stehen allgewaltige Torwächter, die uns beeindrucken und vom Weg abhalten wollen. Wir werden verführt, uns zu verraten und aufzugeben. Unser wahrhaftes Leben zu versäumen. Wir sollen draußen bleiben. Setzen wir uns nicht zu ihren Füßen nieder und lassen uns lähmen und vergiften, bis wir versteinert am Ende hören müssen: »Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.« Wir sind nicht draußen. Wir sind schon immer drin in diesem selbstverständlichen Selbstverständnis von Würde und Freiheit. Ein Rauswurf oder Aussperren macht für niemanden einen Sinn. Reißen wir uns also von dem Firlefanz der Einschüchterungen los. Gleich, woher sie kommen mögen, aus den Missverständnissen der Spiritualisierung oder aus den Trugschlüssen der Naturalisierung.

Niemand lebt für uns, niemand liebt für uns, niemand stirbt für uns. Das Versäumnis, zu dem die Diebe und Torwächter verführen, ist unverzeihlich: der Verlust des Selbstverständlichen, ein Leben ohne Würde und Freiheit. Menschsein aber heißt Menschwerdung, also genau diese Reise aus den mitgegebenen Kräften und Gaben der Würde und Freiheit zu beginnen und auf sich zu nehmen, um sie allmählich zu entfalten und mehr und mehr auszubilden. Denn sie sind ja sogar das Reisegebiet selbst, das wir durchwandern, und zuletzt auch das Reiseziel, zu dem wir streben, wenn wir dieses Territorium nämlich vollständig verstanden hätten. Als Quelle, als Fluss und als Meer unseres Lebens – so müssen wir uns Würde und Freiheit für uns denken. Als unseren Anfang, als unseren Weg und als unsere Erfüllung. Das ist das Selbstverständliche, das wir in unserem Selbstbewusstsein als Selbstverständnis bewahren und erinnern, beschützen und verteidigen, ausleuchten und entfalten müssen. Jede Alternative hierzu ist schlechter als diese und bleibt unfassbar weit unter unseren Möglichkeiten.

Tugend und Würde

Wer tugendhaft ist, also einen moralisch guten Charakter besitzt, hat Würde. Wer Würde hat, ist nicht unbedingt auch tugendhaft. Diese Inkongruenz rührt nicht daher, dass der Begriff der Tugend missverständlich wäre. Sie geht vielmehr auf die Bedeutungsvielfalt des Würde-Begriffs zurück.

Tugenden bezeichnen hervorragende, ja vollkommene seelische Eigenschaften eines Menschen. Sie sind feste Charakterzüge, die dafür sorgen, dass wir gut fühlen, denken, entscheiden und handeln. Seit jeher gehören die Begriffe der Tugenden und ihrer Gegenteile, der Laster, zu den Grundbegriffen der Ethik. Als zentral gelten im westlichen Denken bis heute die vier Haupttugenden Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit sowie die drei sogenannten theologischen, weil auf Gott bezogenen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe.

Was Würde ist, ist dagegen viel schwerer auf den Begriff zu bringen. Klar ist, dass Würde als Begriff historisch betrachtet später auftaucht als der Begriff der Tugend. Aristoteles ist für viele nach wie vor der Inbegriff eines Tugendethikers; in seinen Vorlesungen zur Ethik, die er im 4. vorchristlichen Jahrhundert in Athen gehalten hat, sucht man das Wort »Würde« jedoch vergeblich. Klar ist auch, dass der Würde-Begriff mehrere Bedeutungen hat. So unterscheiden wir die Würde, die eine Person kraft eines Amtes oder einer Funktion hat (»Leistungswürde«), von der Würde, die ihr schlicht und einfach als Mensch zukommt (»We-

senswürde«). Und beides ist verschieden von der Würde, die im äußeren Auftreten eines Menschen mit oder ohne Amt liegt bzw. dort auffallend fehlt (»äußere Würde«). »Würde« im zuletzt genannten Sinn übertragen wir auch auf Institutionen oder Rituale, etwa wenn wir von der »Würde des Hohen Hauses« oder von einer »unwürdigen Zeremonie« sprechen.

Ich möchte im Folgenden zeigen, wie Tugend mit Würde in allen drei Bedeutungen verbunden sein kann, warum es umgekehrt nicht so ist und was beide, Tugend und Würde, mit der Freiheit des Menschen zu tun haben. Es ist kein Umweg, scheint mir, sich der Würde über den Begriff der Tugend zu nähern. Im Gegenteil: Der Weg über die Tugend gibt dem etwas abstrakten Begriff der Würde konkreten Gehalt.

Wert und Ehre

Ich beginne beim Begriff der Tugend und mit Aristoteles. In der *Nikomachischen Ethik* behandelt dieser eine lobenswerte Charaktereigenschaft, die er *megalopsychia* nennt, wörtlich so etwas wie »groß an der Seele sein«, häufig ins Deutsche übersetzt mit »Großgesinntheit« oder »Stolz«.¹ Man kann diese Disposition gut und gerne auch als Vornehmheit bezeichnen. Sie ist deshalb so besonders unter den ethischen Tugenden, die Aristoteles bespricht, weil sie alle anderen voraussetzt. Der vornehme Mensch ist Aristoteles zufolge nämlich nicht nur gut (*agathos*), sondern der Beste (*aristos*), d.h., er ist tapfer und mäßig, großzügig und sanftmütig, wahrhaftig und freundlich, gerecht und klug et cetera. Kenn-

¹ Vgl. Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, Hamburg 2006, IV 7–9, 1123a34–1125a35.

zeichen einer vornehmen Person, so schreibt Aristoteles, sei die Größe in jeder Tugend. Weil als vornehm gelte, »wer sich selbst großer Dinge für wert hält und dies auch ist«,² und weil Wert vor allem äußeren Gütern zugesprochen werde, das größte der äußeren Güter aber die Ehre (*timē*) sei, definiert Aristoteles den vornehmen Menschen als denjenigen, der sich in Hinblick auf Ehre und Unehre so verhält, wie man soll. Was das genau bedeutet, wird klarer, wenn man auf die beiden zugehörigen Laster blickt. Da ist auf der einen Seite der kleinmütige Charakter, also ein Mensch, der zu wenig Selbstvertrauen hat. Er hält sich von großen, ehrenhaften Handlungen und Unternehmen zurück, weil er glaubt, dass er ihrer nicht wert sei. Auf der anderen Seite stehen die Eitlen und Arroganten. Auch sie kennen sich selbst nicht, sagt Aristoteles, »denn sie versuchen sich an ehrenvollen Dingen, wie wenn sie ihrer Wert wären, und werden dann ihrer Unfähigkeit überführt.«³ Ein vornehmer Mensch dagegen »ist ein Mensch weniger, jedoch großer und namhafter Taten«.⁴ Er hat nicht nur einen hervorragenden Charakter, er weiß auch darum. Er verdient nicht nur die größte Ehre, er weiß auch, dass er sie verdient. Er kennt seinen Wert – und er handelt entsprechend. Das lässt ihn schnell arrogant erscheinen, denn die Kleinmütigkeit ist der Vornehmheit stärker entgegengesetzt und kommt zugleich, so glaubt Aristoteles, viel häufiger vor. Doch die Vornehmen sind nicht arrogant. Sie sind vielmehr und vor allem moralisch vollkommene Menschen. Für Aristoteles ist die Vornehmheit daher »eine Art Schmuck (*kosmos*) der Tugenden«, denn »sie macht sie größer und entsteht nicht ohne sie«.⁵

2 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1123b3.

3 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1125a29–30.

4 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1124b25.

5 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, 1124a2.

Ohne dass Aristoteles den Begriff der Würde gebraucht, macht seine Beschreibung deutlich, dass der vornehme Mensch durch und durch würdevoll ist. Das betrifft zunächst seine Erscheinung und sein Auftreten. Es passt nicht zu ihm, so heißt es, in Panik zu fliehen oder Unrecht zu tun, er wird weder im Glück übermäßig froh noch im Unglück übermäßig traurig sein, er ist offen im Reden und Handeln, bewegt sich nicht hastig, redet gesetzt. Dazu kommt, dass die Erhabenheit des vornehmen Menschen gegenüber anderen keine Überheblichkeit ist, d.h. kein Dünkel, keine bloß eingebilddete Größe. Er sticht tatsächlich heraus, insofern er es geschafft hat, sich moralisch zu vervollkommen. Das ist alles andere als leicht, so Aristoteles, weshalb es auch so schwierig sei, wahrhaft vornehm zu sein. Schließlich genießt der vornehme Mensch Ehre und Ansehen. Nicht nur, dass er sich aufgrund seines guten Charakters selbst achten kann. Aristoteles ist davon überzeugt, dass er auch von anderen geachtet und respektiert wird. Er hat ihre Achtung zumindest verdient. Auch wenn Aristoteles darüber nichts sagt, kann man davon ausgehen, dass man dem Vornehmen früher oder später Ämter verleiht; derer wird er sich natürlich würdig erweisen. Mit einem Wort: Die aristotelische Tugend der Vornehmheit geht mit Würde in fast allen Bedeutungen einher. Der vornehme Mensch, wie Aristoteles ihn sich denkt, ist gewissermaßen der vollendete Ausdruck eines Menschen mit Würde.

Wir können davon ausgehen, dass Aristoteles bei seiner Charakterisierung an einen Mann und nur an einen Mann dachte. Das ist einer der blinden Flecken seines Tugend- und damit auch seines impliziten Würdeverständnisses, auf die ich gleich zu sprechen kommen werde. Doch schauen wir zuvor etwas genauer auf die Leistung des Vornehmen. Sie scheint eine doppelte zu sein. Einerseits besteht sie im Wissen um den eigenen Wert, darin also, sich selbst ethisch

richtig einzuschätzen. Es ist offenbar dieses Wissen, von dem Aristoteles sagt, dass es die Tugenden des Vornehmen noch vergrößere. Und in der Tat: Wer kann das schon? Neigen wir nicht alle, ob laster- oder tugendhaft oder irgendetwas dazwischen, entweder zur Selbstunter- oder zur Selbstüberschätzung? Andererseits setzt die richtige Selbsteinschätzung des Vornehmen seine tatsächliche Tugendhaftigkeit voraus. Sie ist die erste Leistung, die *conditio sine qua non* der Tugend der Vornehmheit. Wer nicht tugendhaft ist, kann auch nicht vornehm sein. Was aber soll so schwer daran sein, einen moralisch guten Charakter zu erwerben? Die Antwort auf diese Frage deckt wichtige Aspekte der menschlichen Würde auf.

Werden und Würde

Tugenden sind Aristoteles zufolge erworbene Dispositionen, die das wesentlich Menschliche an einem Menschen vollenden und ihn in die Lage versetzen, diesem Wesen entsprechend tätig zu sein. Das wesentlich Menschliche, also das, was uns vor allen anderen Lebewesen auszeichnet, ist für Aristoteles unsere Vernunftfähigkeit. Doch die vernünftigen Vermögen müssen sich einerseits selbst noch entwickeln und existieren andererseits neben anderen seelischen Vermögen, die von sich aus und ohne Weiteres nicht unbedingt auf die Vernunft hören, nämlich unser Wille und unser sinnliches Begehungsvermögen. Darum haben wir Tugenden nötig. Durch den Erwerb intellektueller Tugenden, so Aristoteles, vervollkommen wir die an sich vernünftigen Vermögen, d.h., wir lernen auf vortreffliche Weise theoretisch und praktisch zu denken. Durch den Erwerb der ethischen Tugenden vervollkommen wir die Vermögen, die als solche nicht vernünftig, sondern sinnlich und animalisch